

Michael Sostmann

Was geht uns das an?!

Die Initiative »Kinder unserer Stadt« in Zeiten zunehmender Entsolidarisierung.

Vortrag gehalten im Rahmen der Woche der Diakonie 2009 in der St. Wilhadi-Kirche Stade

Letzte Woche trafen sich in meiner Praxis gewissermaßen zufällig zwei Jungen im Alter von 12 Jahren. Der eine, der seinen Gesprächstermin bei mir beendet hatte, glaubte, in meinem Wartezimmer etwas liegen gelassen zu haben. Er wollte es holen und begegnete einem anderen Jungen, der dort saß. Beide schauten einander erstaunt an, entdeckten dann, dass sie sich kannten, und es entspann sich ein sehr freundliches Gespräch durch die gegenseitige Nachfrage, wie es denn dem jeweils anderen erginge. Es überwog dabei deutlich die Freude, sich zu begegnen, bar jeglicher Irritation, nun in einer therapeutischen Praxis aufeinander zu treffen.

Der Junge, der schließlich nach einer sehr herzlichen Verabschiedung von seinem Vorgänger in mein Besprechungszimmer trat, äußerte sich sehr verwundert darüber, wie freundlich der ehemalige Klassenkamerad ihm begegnet sei. Er kenne jenen aus der Grundschulzeit, dort sei der Junge stets sehr gereizt, aufbrausend, ja gewalttätig gewesen. Er wurde von seinen Mitschülern gefürchtet und gemieden. Aber allen in dem Dorf war der Hintergrund eines solchen Verhaltens nachvollziehbar: Die Familie, die Gewalttätigkeiten, die Not der Kinder waren »dorfbekannt«.

Und, so der Junge rückblickend, sie als Kinder hätten sich immer gewundert, warum denn niemand etwas unternähme. Eben von den »Großen«, den Erwachsenen! Aber er selber habe nicht selten von den Erwachsenen gehört: »Das geht uns nichts an!« oder: »Dafür sind andere zuständig«! Und benannt wurden: Behörden, Polizei, Jugendamt. Wer oder was das sei, darüber konnte sich der damalige Grundschüler zu jener Zeit kaum konkrete Vorstellungen machen. Für ihn waren solche Institutionen eine Art verlängerter Arm von »Schutzmännern«, eben einer offiziellen »Eingreiftruppe«, die von »Rechts wegen« auf dem Plan treten würde, wenn jemand bedroht sei oder etwas Unrechtes geschähe.

Aber gleichzeitig waren diese »Gestalten« in seiner Fantasie auch angstbesetzt, bedrohlich. Ihre Intervention hatte in seinen Vorstellungen etwas Gewalttätiges. In bestimmten Fällen holten sie die Kinder aus ihren Familien und verbrachten sie gegen ihren Willen in ein »Heim«. Mit einer solchen Einrichtung verbanden sich für den Jungen erschreckende Bilder: Sie waren für ihn eine Mischung aus Arbeitslager und Gefängnis.

Kurz darauf sprach ich mit einer Mitarbeiterin des Jugendamtes über ein anderes Kind, welches wir gemeinsam betreuen. Auch die Fürsorge für den besagten Jungen, dem nun sein ehemaliger Klassenkamerad eine positive Entwicklung bescheinigt hatte, fällt in ihren Zuständigkeitsbereich. Daher berichtete ich ihr von jener Begegnung der beiden Jungen in

meiner Praxis und dem Kommentar des einen über die jetzige Ausstrahlung des anderen. Ich wollte ihr, so meine Überzeugung, auf diesem Wege eine erfreuliche Rückmeldung geben. Sie aber fühlte sich angegriffen, als wenn ich ihr vorwerfen würde, dass von Amtswegen nicht früher eingegriffen worden sei. Und vielleicht hatte sie auch recht, ich kann nicht ausschließen, dass hiervon etwas in meinen Worten mitschwang.

Ein junges Mädchen - sie lebt zur Zeit in einem Heim - wollte mit mir vor einigen Tagen endlich, weil es ihr dringlich angeraten sei, über ihre schrecklichen Kindheitserlebnisse sprechen. Ich wusste schon um die dramatischen Zwischenfälle, die ein Tötungsdelikt mit einschlossen, aus anderer Quelle, eben die Zeit betreffend, als die Heranwachsende 13 Jahre alt war. Sie jedoch, entgegen meiner Erwartung, begann in unserem Gespräch mit Erinnerungen aus ihrem sechsten Lebensjahr: an die immer wieder bedrohliche, wie sie es nennt, beständig »schreiende« Mutter, den gewalttätigen Vater. Und auch sie beschäftigt die Frage: »Alle haben's gehört, aber keiner hat etwas gemacht!?!«

Ist es wirklich so? Wenden wir uns ab, wenn die Not anderer Menschen, hier von Kindern und Heranwachsenden, uns vor Augen tritt? Sagen wir, dafür seien andere zuständig? Machen wir uns dadurch nicht des Straftatbestandes einer »unterlassenen Hilfeleistung« schuldig?

»Wer bei Unglücksfällen oder gemeiner Gefahr oder Not nicht Hilfe leistet, obwohl dies erforderlich und ihm den Umständen nach zuzumuten, insbesondere ohne erhebliche eigene Gefahr und ohne Verletzung anderer wichtiger Pflichten möglich ist, wird mit Freiheitsstrafe bis zu einem Jahr oder mit Geldstrafe bestraft.« So beschreibt es der Paragraph 323c des Strafgesetzbuches.

Doch auf einer solchen Ebene allein kann diese Frage nicht angesiedelt werden. Viel wichtiger erscheint es mir, verstehen zu wollen, was Menschen bewegt, die »wegschauen«. Oder welche Dynamik beschreibbar werden kann angesichts der Tatsache, dass das Leid von Mitmenschen diese Menschen »nicht bewegt«, sie in einem solchen Sinne verstanden »unberührt« und »unbeteiligt« bleiben. Zumeist ist es ja auch nicht eine Erscheinung des »Wegschauens«, im Gegenteil: Wir setzen uns tagtäglich Bildern und Botschaften aus, die auf unterschiedlichen Ebenen uns durchaus nahe bringen könnten und dies auch vermeintlich wollen, wie Menschen in unserer Welt leiden. Es reichte ja schon **eine** Nachrichtensendung in Wort und Bild im Fernsehen oder im Rundfunk, wo zumeist im unveränderten Tonfall an die eigentlich erschreckende Benennung von Unglücksfällen sich die Wettervorhersage anschließt, um uns diese Fülle von Leid vor Aug und Ohr zu führen!

»Der Mensch ist gar nicht gut!«, so heißt es bei Brecht in der »Dreigroschenoper«. Hier verdichtet sich eine Vorstellung vom Menschen, wo diesem primär an einer Teilnahme, an einem »Mitleid« von Natur aus kaum gelegen ist, »der Mensch ist des Menschen Wolf« (Hobbes).

Solche Menschenbilder vom »Sogenannten Bösen« (Konrad Lorenz) ließen sehr vordergründig erklären, warum das Leid von Menschen Mitmenschen kalt lässt. Aber heutige Erkenntnisse etwa der Hirnforschung untermauern ganz andere Vorstellungen. Der bekannte

Mediziner und Psychotherapeut Joachim Bauer etwa schreibt in seinem Buch »Prinzip Menschlichkeit - Warum wir von Natur aus kooperieren«: »Alle Ziele, die wir im Rahmen unseres normalen Alltags verfolgen..... haben aus der Sicht unseres Gehirns ihren tiefen, uns meist unbewussten „Sinn“ dadurch, dass wir damit letztlich auf zwischenmenschliche Beziehungen zielen, das heißt, diese erwerben oder erhalten wollen.« Und noch einmal Joachim Bauer: »Neurobiologische Studien zeigen: Nichts aktiviert die Motivationssysteme (in unserem Gehirn - Anm.d.Verf.-) so sehr wie der Wunsch, von anderen gesehen zu werden, die Aussicht auf soziale Anerkennung, das Erleben positiver Zuwendung und - erst recht - die Erfahrung von Liebe. Wir Menschen werden vermutlich noch einige Zeit brauchen, bis wir erkennen, was dies für unser Leben und für die Art, wie wir unser Zusammenleben in optimaler Weise gestalten und ordnen, bedeutet. Die Einsicht, dass Akzeptanz und Anerkennung, die wir bei anderen finden, der tiefste Grund aller Motivation ist, ergab sich erst die letzten fünf bis zehn Jahre und ist das Ergebnis einer Serie von teilweise überaus aufwendigen Untersuchungen. Entdeckt wurde dabei: Die Motivationssysteme schalten ab, wenn keine Chance auf soziale Zuwendung besteht, und sie springen an, wenn das Gegenteil der Fall ist, wenn also Anerkennung oder Liebe im Spiel ist... Worauf die Motivationssysteme zielen, ist Zuwendung und die gelingende Beziehung zu anderen.«

Somit ist die Abwendung, die Abwehr von Mitleid, von Betroffenheit, die Verweigerung von Begegnung und Zuwendung etwas **Sekundäres**, nicht der »Natur« des Menschen ursprünglich Eigenes! Vor diesem Hintergrund müssten wir uns fragen, welche Erfahrungen in der eigenen Biografie, aber auch in der soziokulturellen Entwicklung Menschen durchlaufen, die dann sagen können (und vielleicht auch müssen): »Was geht uns das an!?!« Wie gelingt es unserer Gesellschaft, uns uns selber so zu entfremden?

Als ich vor drei Jahren die Initiative »Kinder unserer Stadt« begründete, hatte das Bemühen um Kindern einer Grundschulklasse mich dazu gebracht, mir bekannte Menschen anzusprechen, ob sie mir helfen könnten, sich um einige der Kinder zu kümmern. Es war ein Hilferuf meinerseits, da ich einer solchen Unterstützung bedurfte, weil mir gleichsam unverhofft in einer Klasse eine Anzahl von Kindern begegnet waren, die unverzüglich eine Hilfestellung brauchten, die aber von keinerlei Seite institutionell angedacht war. Die Lehrerin der Klasse hatte mir von diesen Kindern berichtet und ein Klassenfoto mitgebracht. Da war auch ein achtjähriger Junge zu sehen, von dem der Kinderarzt gesagt hatte, als sich die Klassenlehrerin um Rat an ihn wandte, man könne unter den gegebenen Umständen nichts mehr machen, wir könnten ihn höchstens in ein paar Jahren im Gefängnis besuchen.

Wohl aus Bitterkeit und Resignation hatte der ärztliche Kollege ein solches Urteil gefällt. Eben vor dem Hintergrund seiner Erfahrungen in einer Realität, welche ein solches Kind verloren gibt, aufgibt und abgibt. Wie heißt es noch einmal bei Brecht: »Ein guter Mensch sein - Ja, wer wär's nicht gern?... . Wir wären gut - anstatt so roh / Doch die Verhältnisse, sie sind nicht so.«

„Du kannst doch nicht die ganze Welt retten!“ hielt mir ein Freund entgegen, dem ich damals von meiner Betroffenheit berichtete. Ich weiß durchaus, dass dies unmöglich ist, auch reichen

mir die Menschenkinder, die mir hier in meinem Lebensraum begegnen, um mir immer wieder eine Grenzenlosigkeit von notwendiger Hilfsbedürftigkeit vor Augen zu führen. Es ist ja schließlich eins, gleichsam aus der Distanz oder unter dem Blickwinkel statistischer Fülle Not und Leid zu benennen, ein anderes aber, Menschen in Not und Leid persönlich zu begegnen. Wäre es dann nicht ungeheuer grausam, sich vor ihnen hinzustellen und sich ihrer Not zu verschließen mit dem Hinweis: »Ich kann ja schließlich nicht die ganze Welt retten!«?

Aber geschieht dies nicht häufig, verweisen wir denn nicht auf Zuständigkeiten anderer, auf eben die Begrenztheit unserer eigenen Möglichkeiten, es wäre ja zuviel, eben uns zuviel? Die Hinwendung zu einem einzelnen in seiner Not würde zu sehr Kräfte bündeln, die gewissermaßen gestreut bleiben sollen! Als wäre Zuwendung eine Art flächendeckende Bewässerungsanlage! Wie oft hören wir etwa im schulischen Alltag: »Wenn ich mich um jeden einzelnen so intensiv kümmern sollte, wo bleiben dann die anderen!?!«

Das »Gleichnis vom verlorenen Schaf« steht einem Menschen, der so redet, nicht vor Augen. Als Jesus im Lukas-Evangelium dieses Gleichnis erzählt, richtet er sich an die Pharisäer und Schriftgelehrten, in der Sprache der Evangelien an diejenigen, die zu wissen glauben, was angesagt sei im gesellschaftlichen Kontext, dem entsprechenden Kodex, eben verbindlichen gesellschaftlichen und religiösen Prioritäten entspreche. Diese sind empört, dass Jesus sich zu sehr (weitgehendst ausschließlich) um die bekümmere, welche im sozialen Miteinander außen stünden: Deren Sozialverhalten gilt als mangelhaft und entspricht nicht den Erwartungen. Wie provozierend muss es wohl gewirkt haben, wenn Jesus auf diese Kritik antwortet: »Welcher Mensch ist unter euch, der hundert Schafe hat und eins von ihnen verliert, der nicht die neunundneunzig in der Wüste allein läßt und dem verlorenen nachgeht, bis er es findet? Und wenn er es gefunden hat, nimmt er es auf seine Schulter mit Freuden; und wenn er nachhause kommt, ruft er die Freunde und Nachbarn zusammen und spricht zu ihnen: Freuet euch mit mir; denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war!«

Verstehen wir eigentlich, dass sich diese Botschaft gegen die vorwurfsvolle Haltung derer wendet, die es für nicht gerechtfertigt erachten, angesichts der Anzahl der Mitglieder der Herde soviel Gewese um ein einzelnes Schaf zu machen! Spiegelt dies nicht die Perspektive der neunundneunzig anderen wider, ihren Anspruch, die Ansprüche derjenigen, welche nicht den Gruppenverband verlassen haben, nicht vom Weg abgekommen sind und sich im Gleichschritt der Herde eben nicht verirrt haben? »Um ein tadelloses Mitglied einer Schafherde sein zu können, muß man vor allem ein Schaf sein.« Dieser Satz ist ein Ausspruch von Albert Einstein. Verstehen wir heute noch oder endlich wieder, welche Provokation in diesem Gleichnis steckt? Aber vielleicht ist in diesem Zusammenhang die jesuanische Botschaft eben nur etwas für realitätsfremde Fantasten. »Es gibt weder Entwicklungen noch wahre Fortschritte auf dieser Erde, solange noch ein unglückliches Kind auf ihr lebt.« Den Autoren dieser Worte als weltfremden Spinner zu bezeichnen, wird manchem nicht so leicht fallen: Es ist wiederum Albert Einstein.

Uns begegnen in unserem Lebensalltag Menschenkinder mit ihrer Geschichte, mit ihrer Lebenssituation, sie fragen uns an und wir sind ihnen eine Antwort schuldig. Von Jesu wird berichtet, dass ihn die Not eines Mitmenschen eben gerade in der persönlichen Begegnung

unmittelbar, wie wir sagen würden, emotional berührte, etwa in der Szene, als ihm ein »Aussätziger« begegnete, ein Mensch, von dem es sich - folgte man den gesellschaftlichen Normen, aus Gründen der Hygiene und Reinheit - fernzuhalten galt. Aber Jesus hat Mitleid. Das Wort, was hier im Urtext steht, verweist auf einen Begriff aus der Sprache Jesu, aus dem Aramäischen, welcher etwa zu übersetzen wäre: »Er erhitzte sich«. Mit, wie wir heute sagen würden, »Coolness« hat dies aber nichts gemein, auch nicht mit professioneller Distanz, mit Abgrenzung im Sinne der Wahrung von Psychohygiene!

Letztes Wochenende war im Journal des Hamburger Abendblattes (12.9.2009) das Interview mit einem Polizeiseelsorger zu lesen. Zur Überschrift wurde eine seiner Kernaussagen aus dem Gespräch: »Mitweinen kann ich mir nicht leisten.«

Von Jesu wird uns folgende Szene überliefert: »Und er nahm ein Kind und stellte es mitten unter sie; und nachdem er es in die Arme genommen hatte, sprach er zu ihnen: Wer ein solches Kindlein in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, der nimmt nicht mich auf, sondern den, der mich gesandt hat.« Gerade die Kinder haben hier in seiner Botschaft einen besonderen Stellenwert und sehr scharf und - geradezu gnadenlos – äußert er sich über diejenigen, welche ihnen Schaden zufügen: »Wer aber einem von diesen Kleinen, die an mich glauben, Ärgernis gibt, für den wäre es besser, dass ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er in die Tiefe des Meeres versenkt würde.«

»Wenn man das alles zu nah an sich heranlässt, geht man ja selber kaputt!«, auch dieser Einwand ist nicht selten zu hören. Aber, um bei diesem Begriff zu bleiben, gehen nicht die Welt und wir dadurch »kaputt«, weil wir befürchten, »kaputt« zu gehen, wenn wir uns dem, was uns als zerstört, verletzt, geschädigt, beschädigt begegnet, mit ganzem Herzen zuwenden?!

Was mag dahinter stehen, wenn wir uns dem Mitgefühl verweigern, wenn wir uns nicht mehr anrühren lassen vom Leid eines Mitmenschen?

Eine Geschichte, auf dass sie nicht so hautnah erscheine, verlegt an einen anderen Ort: Wir sind an der Riviera, in einem bekannten Badeort nicht allzu weit entfernt von Pisa. In der Pineta, einem in mancher Hinsicht naturbelassenem Grünstreifen mit Pinienwald, welcher den Strand von der Ortschaft trennt, zur Sommerzeit abends und nachts beliebter Treffpunkt von Jugendlichen, wenn es endlich kühler geworden ist, aber auch von Prostituierten und Dealern, finden sich zerstreut einige Bars und eine beliebte Diskothek, wo der Einlass nur nach kritischer Musterung durch die Türsteher gewährt wird: das Outfit, erkennbare Zugehörigkeit zur Upperclass oder verführerische Jugendlichkeit besonders wenn weiblichen Geschlechtes sind Eingangskriterien, um wie beiläufig, besser cool, durchgewinkt zu werden.

Ein junger Mann, gekleidet in feinem Tuch, lässig elegant, ist zu Fuß unterwegs zur Diskothek, einer langersehnten Verabredung entgegengehend. Er weiß, wie dieser Abend ablaufen wird. Er gilt in der Diskothek, in jenen Kreisen, wie es einmal jemand sicherlich neidvoll ausdrückte, als »Platzhirsch«. Gleichzeitig ist er nervös, nestelt immer wieder an den Manschetten seines Seidenhemdes. Auch hat er sich schon mehrfach eine Zigarette angesteckt.

Plötzlich hält er inne. Im Gebüsch unweit der Straße, die vom Strand zum Ort führt, hat sich etwas bewegt. Bei der spärlichen Beleuchtung einer entfernten Straßenlaterne kann er den Körper eines Mannes ausmachen. Er erschrickt, schaut sich Hilfe suchend um. Ein Auto fährt vorbei, die Scheinwerfer erhellen für einen Augenblick die Gestalt des dort am Boden liegenden Mannes. Besonders dessen Hände werden sichtbar, sie sind blutbefleckt.

Wieder schaut sich der junge Mann um. Niemand ist zu sehen. Er macht einen Schritt in Richtung auf den am Boden liegenden Körper. Dann hält er inne, wendet sich ab und setzt eilig seinen Weg zur Diskothek fort. Sein Herz klopft, er spürt, wie sein Hemd schweißdurchnässt ist. »Wahrscheinlich ein Betrunkener, oder einer der Drogis, besser, sich da rauszuhalten, vielleicht ist er auch gefährlich, unter Drogen wissen die ja nie, was Sache ist! Mein Gott, früher war es hier sicherer, was sich hier so alles herumtreibt!« Er ist froh, als er endlich den hell erleuchteten Platz vor der Diskothek erblickt.

Ein junges Pärchen, eng umschlungen, schlendert etwas später die Straße entlang. Sie flüstert ihm etwas ins Ohr, beide bleiben stehen, küssen sich, gehen dann langsam weiter. Da hören sie ein Stöhnen, halten erschrocken inne, werden des am Boden Liegenden gewahr. Die junge Frau will sich von ihrem Partner lösen und auf die Gestalt zueilen, er hält sie fest: »Lass uns weitergehen, das ist ein Drogensüchtiger, wahrscheinlich HIV-infiziert.« Der junge Mann erlebt wie in Zeitraffer einige Szenen: Sein Vater, ein in der Lokalpolitik erfolgreicher Mann, der seinem Sohn Vorhaltungen macht, dass er sich mit einer Verkäuferin einließe, weit unter Stand, gar nicht gewachsen den Verpflichtungen, welche die Zukunft des Jungen mit sich brächte. Der Sohn hatte bei diesen Worten geschwiegen, den Kopf gesenkt, und der Vater glaubte, daraus entnehmen zu dürfen, der Sohn habe verstanden, was jetzt angesagt sei. Wie nun, wenn er davon erführe, dass sein Sohn und jene Verkäuferin immer noch zusammen seien? Und sollten sie wegen des Verletzten die Polizei verständigen, sein Vater würde sicherlich davon erfahren.

»Lass uns weitergehen, das ist ein Drogensüchtiger, wahrscheinlich HIV-infiziert.« Die Worte des jungen Mannes haben etwas Beschwörendes, geradezu Flehendes. Widerstrebend lässt sich die junge Frau weiterziehen. »Komm, schnell, da müssen wir uns jetzt nicht reinhängen! Da werden sich schon die Parkwächter drum kümmern, das ist ja jede Nacht das gleiche, die Zeitung ist voll davon«.

Nach einer Weile erscheint ein junger Farbiger, ein, »Vu cumprà?«, wie seinesgleichen von den Ortsansässigen genannt werden, eben nach der Redewendung, mit dem sich diese fliegenden Händler mit ihren Taschen, Gürteln und Uhren an die Badegäste des Strandes wenden: Imitate, Plagiate teurer Markenfirmen. »Vu cumprà?«, zu deutsch: »Du wollen kaufen?«, so beginnt der häufig bedrängend wirkende Versuch eines Kaufgespräches, begleitet von dem vorsichtigen-wachsamen Blick in die Runde, ob nicht von irgendwo Polizei auftauchen könnte. Zumeist handelt es sich um illegale Einwanderer, keiner weiß so recht, woher sie stammen und wo sie im - Wie soll man sagen? - Gastland leben: Illegale, Unerwünschte, lästig, zudringlich.

Er entdeckt den Menschen am Wegesrand, lässt seinen Beutel mit den Taschenimitaten fallen, kniet nieder und versucht, den am Boden Liegenden aufzurichten. Jener atmet schwach, stöhnt, ist nicht ansprechbar. Der junge Farbige zögert nicht lange. Er lädt sich den Verletzten auf seine Schulter und eilt dem Orte zu. Auf einem Platz entdeckt er ein Taxi. Der Fahrer weigert sich erst, die beiden zum Krankenhaus zu bringen. Als der junge Farbige ihm einen größeren Geldschein hinhält, willigt er schließlich ein. Bevor jedoch der junge Mann den Verletzten auf die Hintersitze legen darf, breitet der Taxifahrer eine Plastikplane aus. Er hat Sorge, dass das Sitzpolster befleckt werden könnte.

Mancher wird erkannt haben, was hier in einem neuen Gewand erzählt wird, es ist die Geschichte vom »barmherzigen Samariter«, berichtet im Evangelium nach Lukas: »Es ging ein Mensch von Jerusalem nach Jericho hinab und fiel unter die Räuber; die zogen ihn aus und schlugen ihn und liefen davon und ließen ihn halbtot liegen. Es traf sich aber, daß ein Priester dieselbe Straße hinabzog; und als er ihn sah, ging er auf der andern Seite vorüber. Desgleichen auch ein Levit, der zu der Stelle kam und ihn sah, ging auf der andern Seite vorüber. Ein Samariter aber kam auf seiner Reise dahin, und als er ihn sah, hatte er Erbarmen und ging zu ihm hin, verband ihm die Wunden und goß Öl und Wein darauf, hob ihn auf sein eigenes Tier, führte ihn in eine Herberge und pflegte ihn. Und am andern Tag gab er dem Wirt zwei Denare und sprach: Verpflege ihn! Und was du mehr aufwendest, will ich dir bezahlen, wenn ich wiederkomme.«

Er fällt oft schwer, sich heutzutage vorzustellen, wie provokativ diese Erzählung auf die damaligen Mitmenschen gewirkt haben muss. Sie wird berichtet als Antwort auf eine Frage, die ein Schriftgelehrter Jesu stellt: »Meister, was muss ich tun, um das ewige Leben zu ererben?« Nachdem hierauf noch einmal mehr einvernehmlich als Antwort von beiden das höchste Gebot »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst« benannt worden war, fragt der Schriftgelehrte weiter: »Und wer ist mein Nächster?« Daraufhin erzählt Jesus diese Geschichte und endet seinerseits mit einer Frage: »Welcher von diesen Dreien dünkt dich nun der Nächste gewesen zu sein dem, der unter die Räuber gefallen war?«

Der Nächste dem Nächsten, der unter die Räuber gefallen war, ist der, welcher dem Schriftgelehrten in dieser Szene gleichsam am entferntesten ist: der Samariter!

Zumeist distanzieren wir uns von den so mitleidlos erscheinenden Gestalten und neigen dazu, uns - was unser Selbstbild anbetrifft und unseren Anspruch an uns selber - im »Samariter« wieder zu finden. Da nicken wir zustimmend, wahrlich, jener hat recht getan! Über die anderen beiden schütteln wir den Kopf: »Wie kann man nur!?« Und bei dieser Beurteilung sollten wir durchaus ein Jesuwort im Sinn haben: »Was siehst du aber den Splitter in deines Bruders Auge, den Balken aber in deinem eigenen Auge bemerkst du nicht?... Du Heuchler, zieh zuerst den Balken aus deinem Auge, und dann magst du sehen, wie du den Splitter herausziehst, der in deines Bruders Auge ist!«

Somit müssen wir bezweifeln, ob die Geschichte gemeint sei einfach als Verurteilung und Entwertung eines Priesters oder eines Leviten. Sie möchte uns dagegen vielmehr anfragen, wo wir denn der »Priester« oder der »Levit« seien. Sie fordert ein Bemühen ein, wo wir unsere

Haltung, welche sich mit einer Verurteilung begnügen könnte, hinterfragen: »Was siehst du aber den Splitter in deines Bruders Auge, den Balken aber in deinem eigenen Auge bemerkst du nicht?«

Ein solches Ansinnen, in uns diese »Balken«, eben vergleichbare Haltungen, somit den »Priester« und »Leviten« in uns wahrzunehmen, wird uns schwer fallen. Aber es ist wichtig, wenn wir wirklich verstehen wollen, was uns Menschen daran hindert, uns von der Not eines Mitmenschen berühren zu lassen, was einer Haltung zu Grunde liegt, wo wir uns abwenden und vorübergehen, weiterziehen, anderen, vermeintlich wichtigeren Zielen entgegen. Jedes Mal, wenn wir dieses tun, so die Aussage dieser Erzählung, müssen wir uns entdecken als »Priester« oder »Levit«.

Wo haben wir gesellschaftlich abgeseignete und im allgemeinen Konsens gültige, gleichsam als politisch korrekt geltende Haltungen, die uns auch einbinden und festlegen in dem, was unseren Lebensweg selbst im Alltäglichen ausmacht, kennzeichnet, die uns fernhalten von menschlicher Not und Bedürftigkeit ? Wo sieht unser Alltag die Begegnung mit einem bedürftigen und Not leidenden Menschen überhaupt vor? Und zwar jenseits einer Professionalität, eines »von Amts wegen«, sondern in unserer ganz persönlichen und letztlich auch intimen Lebenswelt? Hat es da Raum? Das gilt ja nicht nur einem Mitmenschen, sondern auch uns selber, unseren eigenen verwundeten, verletzten Seiten, da wo wir Ohnmacht, Gewalt, Überwältigung, Beschämung, Entwürdigung erleiden mussten, da wir Opfer waren und - eben auch im übertragenen Sinne - nackt und bloßgestellt, verwundet und verletzt am Boden lagen: »...ein Mensch fiel unter die Räuber; die zogen ihn aus und schlugen ihn und liefen davon und ließen ihn halbtot liegen.«

In der Erzählung lässt Jesus als ersten einen Priester des Weges kommen, eigentlich könnte man meinen, jener werde nun vorbildhaft sich dem Verletzten zuwenden, und diese Erwartung wird sicherlich noch deutlicher spürbar werden, wenn die Geschichte erzählt wird im christlichen Kontext, galten und gelten doch liebevolle Zuwendung und Fürsorge als eine der höchsten Tugenden, „Caritas“ genannt. Einem jüdischen Publikum zu Zeiten von Jesu mag es da noch ein wenig anders ergangen sein, vielleicht ist ihm gegenwärtig, dass ein Priester in seiner Rolle und in seinem Amt Reinheitsgeboten unterliegt: Für Priester gab es in der Torah die Vorschrift, dass sie sich nicht am Leichnam eines Stammesgenossen verunreinigen durften, abgesehen von den nächsten Verwandten. Wenn der Mann am Wegesrand tot gewesen oder unter seinen Händen gestorben wäre, hätte sich der Priester durch eine Berührung gegen dieses Gebot entweiht. Die Sorge, somit unrein vom Gottesdienst nachhause zu gelangen, wiegt hier schwerer als die Fürsorge für einen Mitmenschen. Das Gesetz, die Regeln, Rituale, Vorschriften, Reinheitsgebote, sie veranlassen hier einen Menschen, am Leid und der Not eines Mitmenschen vorbei zu gehen.

Nun könnten wir moralisierend sagen, da hätte er eben anders handeln sollen und müssen, wir fällen dann ein Urteil und urteilen einen Mitmenschen ab. Wäre nicht vielmehr zu fragen, was einem Menschen widerfahren sei, dass die Sorge, hier letztlich die Angst, gewissen Regeln und Gesetzen nicht zu genügen, ihn dazu bringen, Mitleid und Mitmenschlichkeit abzuwehren, eben nicht hinzuschauen, wo sie ihm vor Augen treten? Wir könnten jetzt uns

darauf zurückziehen, dass Menschen halt so seien, Mitmenschlichkeit nicht primär im Menschen angelegt ist, sondern Ergebnis einer Erziehung und Dressur der ursprünglichen Bestie Mensch: »Homo homini lupus«, »der Mensch ist des Menschen Wolf« (Hobbes). Und dürften uns in dieser Erzählung dann eigentlich darüber freuen, dass dem Priester nicht die Idee kommt, zu schauen, ob die Räuber nicht noch etwas bei dem Überfall übrig gelassen haben, was er sich zueigen machen könnte. In der Logik eines solchen Menschenbildes wäre dies nicht abwegig.

Wir könnten uns aber auch fragen, wo wir im Miteinander Menschen dazu bringen, ihren Halt, ihr Selbstverständnis, ihr Selbstbild, ihre Identität wesentlich danach auszurichten, was Autoritäten ihnen an Gesetzen und Vorschriften eingeprägt haben, doch immer verbunden mit der Androhung einer Konsequenz und Strafe, sollten sie jene missachten, ihnen Gehorsam und Unterwerfung schuldig bleiben. Hier geht es um Unterwerfung, um Gehorsam, und oft darf der Betroffene gar nicht merken, dass es so ist. Identifikation mit dem Aggressor wird eine solche Dynamik benannt, es sei, wird dann erklärt, Ausdruck eigener freier Entscheidung, so zu handeln. Aber, mit welcher Entscheidungsfreiheit würde denn der Priester aus unserer Erzählung aufwarten wollen? Ich habe mich dafür entschieden, dem Gesetz zu folgen, gleichsam nach meinen Vorschriften gehandelt! Klingt das nach Freiheit?

Der Analytiker Arno Gruen schreibt in seinem bekannten Buch: »Der Verlust des Mitgefühls - Über die Politik der Gleichgültigkeit«: »Wahres Mitgefühl wird ausgeschaltet, weil man das Opfer in sich selbst verachtet.« Die Berührung mit dem verletzten Opfer muss für unseren Priester in der Erzählung gefährlich sein. Und Berührung ist hier im verschiedenen Sinne der Bedeutung des Wortes zu sehen. Es meint auch berührt zu werden durch den Schmerz, das Leid, die Not eines anderen. Und damit berührt es unsere eigenen Erfahrungen von Leid und Schmerz, Ohnmacht und Hilflosigkeit, welche wir oft gar nicht mehr wahrhaben wollen und können.

Eine Kindergruppe steht mir vor Augen. Die Kinder sind neun, einige zehn Jahre alt. Ein Junge tut sich äußerst schwer in dieser Gemeinschaft, schlägt oft um sich, verletzt die andern Kinder, vermeintlich ohne Grund, er verbreitet Angst und Erschrecken. Ein Mädchen sagt zu ihm: »Wenn du wüsstest, wie weh das tut, würdest du das doch nicht tun!« Und kurz darauf ein anderes Kind: »Ich glaube, du hast einfach nur ganz große Angst!« Der Junge verneint dies heftigst. Und doch hat das Kind wahrhaftig seinen buchstäblich „wunden“ Punkt getroffen, ist doch der Junge selber als Kleinkind Opfer schwerster Misshandlungen und Verletzungen gewesen. Noch einmal Arno Gruen: »Das Verhängnisvolle... ist, dass der Mensch, der sich seinen eigenen Schmerz nicht zugesteht, auch nicht in der Lage ist, den Schmerz eines anderen Menschen wahrzunehmen. Täte er dies, würde ihn das an seinen eigenen, lange zurückliegenden Schmerz erinnern.... Das Nicht-wahrhaben-Dürfen des in der eigenen Lebensgeschichte erlebten Schmerzes führt zu einer Verleugnung des Schmerzes anderer.«

Besonders in diesem Zusammenhang, wo gerade ein Schriftgelehrter, welcher sich mit den Gesetzestexten durchaus auskennt, mit der Frage eingeführt wird: »Meister, was muss ich tun, um das ewige Leben zu ererben?« und als Antwort das höchste Gebot »Liebe deinen

Nächsten wie dich selbst« benannt worden ist, wird ja in dieser Rahmenhandlung gerade noch einmal betont, welches eben das höchste Gebot sei auch und gerade vor einem religiösen – theologischen Hintergrund! Hätte dies nicht auch der Priester in der Erzählung wissen müssen? Warum hat hier für ihn das eine Gesetz mehr Gültigkeit als ein anderes? **Das** müssten wir uns und ihn fragen, ihn somit hinsichtlich seiner Lebensgeschichte und seiner Sozialisation befragen!

Apropos Sozialisation: Vor zwei Wochen verbrachte ich einen Nachmittag mit einem Jungen in einer Spielscheune, er wollte gern mit einem Softball Fußball spielen, in jener Halle in einem Bereich, welcher wie ein großer Käfig wirkte, von Holzwänden umgeben, Tore und Fußboden waren dagegen weich ausgepolstert. Da keine anderen Mitspieler da war, spielten wir beide alleine. Als bald kamen jedoch immer mehr Kinder hinzu, ausschließlich Jungen, zwischen acht und zehn Jahre alt. Voller Eifer gingen sie mit Körpereinsatz ins Spiel. Dann aber schlug einer sehr unglücklich mit dem Kopf gegen die Holzwand, fiel zu Boden und blieb weinend und zusammengekrümmt liegen. Ein anderer Junge eilte sofort auf ihn zu und sprach: »Komm, steh auf, ein Indianer kennt keinen Schmerz!« Ich kniete mich neben den Jungen und sagte, er solle doch liegen bleiben, das täte ja auch sehr weh, und es wäre gut, dass er weinen könne. Ich streichelte dabei seinen Arm und seine Schulter. Er beruhigte sich nach einer Weile, stand dann auf und meinte, er wolle weiterspielen.

Kurz darauf gab es eine ähnliche Szene, diesmal ging ein anderer Junge zu Boden, krümmte sich zusammen und weinte. Der Spielkamerad mit der Indianer-Parole hielt sich zurück. Auch hier saß ich eine Weile neben dem am Boden liegenden Jungen. Auch er stand schließlich wieder auf und wollte weiterspielen. Solche »Unfälle« wiederholten sich in der Folge eigentümlich häufig.

Ich erinnere mich noch sehr eindrücklich und auch erschüttert an eine Szene, wo ich in einer Schule war und plötzlich gerufen wurde, da man sich daran erinnerte, dass ich auch Arzt sei. Ein Junge war mit einem anderen unglücklich zusammengestoßen, er lag nun am Boden und weinte und schrie verzweifelt, das eine Auge war eindrucksvoll zugeschwollen. Ich eilte voller Sorge zu ihm, kniete mich neben ihn und versuchte, mir ein Bild von seiner Befindlichkeit zu machen. Eine Untersuchung war nicht möglich, jedoch hatte ich den Eindruck, dass, wie man so sagt, die vitalen Funktionen nicht beeinträchtigt waren. So blieb ich neben ihm sitzen, sprach ihn vorsichtig an, während die Schaulustigen von den Lehrern zurückgedrängt wurden. Er hatte meine Hand ergriffen und drückte sie ganz fest. Wir warteten auf das Eintreffen eines Rettungswagens. Langsam beruhigte sich der Junge. Als die Sanitäter eintrafen, war ich überrascht und betroffen, wie energisch und geradezu forsch sie den Jungen ansprachen und zur Tat schritten. Als er schließlich auf der Trage zum Krankenwagen gebracht wurden, soll einer unter den zuschauenden Jugendlichen gesagt haben: »Guck mal, der grinst ja!«

Diese Wahrnehmungsverzerrung ist leider nicht selten auszumachen. Grotesk werden hier der Schmerz und das Leid des Gegenübers umgedeutet in ihr Gegenteil. Und eine solche Dynamik bietet, wie es häufig im Zusammenhang mit Körperverletzungen beschrieben wird,

dann Anlass und Legitimation, das Opfer noch weiter zu verletzen: »Er hat es doch nicht anders gewollt, er hat auch noch komisch geguckt!«

Opfer zu sein gilt als beschämend, das Wort »Opfer« wird sogar schon als Schimpfwort verwendet: »Du Opfer, du!!« Und angesichts drohender Manifestation von Schmerz durch Tränen wird geäußert: »Ja, heul nur, du Opfer!!!«

»Wer nicht leiden kann, muss hassen!« Auf diese knappe Zusammenfassung bringt es Horst Eberhard Richter. Und ich möchte hinzufügen: Wer nicht leiden darf, dem wird der Leidende zu einer Gefahr und er muss sich gegen ihn wehren!

Nicht selten wird eine solche Haltung auch noch unterstützt durch vielfältige Desensibilisierungen. Angesichts des Schmerzes und des Leidens eines anderen Menschen soll nicht mehr wahrgenommen werden, was dies emotional bedeutet, diesbezügliche Empathie wird gleichsam abtrainiert. Das hat in unserer Kultur eine lange Tradition. »On killing: Psychological Cost of Learning to Kill in War and Society« lautet eine Studie von Dave Grossman, selber im Rang eines Oberst, wo aus Untersuchungen zitiert wird, welche aufzeigen, dass »nur 15 bis 20 Prozent der amerikanischen Soldaten im Zweiten Weltkrieg während des Gefechts ihre Waffe benutzten. Ähnliche Hinweise gibt es über das Verhalten im amerikanischen Bürgerkrieg.« Dies war jeweils auszumachen an Hand des Zustandes der Waffen nach einem Gefecht. In einer der Studien wird ein General zitiert mit den Worten: »Das normale und gesunde Individuum hat einen so großen inneren und meistens unerkannten Widerstand, einen anderen Menschen zu töten, dass es einem anderen nicht aus eigenem Willen heraus das Leben nehmen würde«. In der amerikanischen Armee wurde daher ein bestimmtes Trainingsprogramm eingeführt. Und es war im Sinne der Armee erfolgreich: im Koreakrieg schossen schon 55 Prozent der Soldaten auf den Feind, im Vietnamkrieg waren es schon 90 Prozent. »In ihrem täglichen Drill wurden die Soldaten gezielt desensitiviert.« Die Wahrnehmung des Gegenübers als Mensch sollte ausgeschaltet werden, das Töten zu einem Reflex werden als Ergebnis einer Konditionierung.

Im Alltag erfolgt ein solches Trainingsprogramm heutzutage für große Teile unserer Bevölkerung anders: durch Computerspiele und Fernsehen. Letzte Woche zeigte mir ein zwölfjähriger Junge eine Internetseite (Spielaffe.de), wo sich Kinder Spiele aussuchen können. Da er meine Vorbehalte gegenüber Gewalttätigkeiten in solchen Darstellungen kennt, wollte er mir schonungsvoll ein Geschicklichkeitsspiel vorschlagen: Skateboard Fahren. Da sieht man einen Jugendlichen auf einem Skateboard. Die Grafik ist recht realistisch. Jener Jugendliche stellt gleichsam stellvertretend den Spieler dar, welcher mit den Tasten der Computertastatur bewegt wird, um eine Straße hinabzufahren. Dabei gilt es, parkenden Wagen und anderen Hindernissen auszuweichen und bei Kreuzungen Zusammenstöße mit Fahrzeugen zu vermeiden. Wenn dies nicht gelingt, knallt der Skateboardfahrer für mich sehr erschreckend realistisch gegen den Wagen, die Mülltonne, eine Mauer und gleitet leblos zu Boden. Blut spritzt, und alsbald hat sich eine große Blutlache um den bewegungslos Daliegenden gebildet. Dann erfolgt ein schneller Schnitt, und wir sehen die Figur des Skateboardfahrers erneut in der Startposition: »Try again!«

Heutzutage wissen wir auch auf dem Gebiet der Hirnphysiologie, wie sich Erfahrungen und Erlebnisse unserem Gehirn einprägen. Ein Zitat des Hirnforschers Manfred Spitzer (Lernen - Die Entdeckung des Selbstverständlichen): »Im deutschen Fernsehen gibt es etwa 70 Morde pro Woche. In den USA war ein Achtzehnjähriger 13.000 Stunden in der Schule und hat in 25.000 Stunden vor dem Fernseher 32.000 Morde und 200.000 Gewalttaten gesehen. Was macht unser Gehirn damit? Es bildet die Statistik von dem Ganzen ab. Wie sieht die Statistik von Gewalttaten im Fernsehen aus? In 4% der im Fernsehen gezeigten Gewalttaten werden gewaltfreie Konfliktlösungsmöglichkeiten diskutiert. In mehr als 50% tut die Gewalt anscheinend nicht weh. Die hauen sich und lachen anschließend. In mehr als 70% ist es so, dass der Gewalttäter ungeschoren davon kommt. Wir stülpen sozusagen diese Regel anhand von 200.000 Beispielen den Kindern bis sie achtzehn Jahre alt sind über ihr Gehirn. Dann müssen wir uns nicht wundern, was dabei herauskommt.«

In einer sechsten Hauptschulklasse haben wir ein Projekt durchgeführt, wo die Jugendlichen uns und einander diejenigen Computerspiele vorstellten, welche sie am meisten faszinierten. Auch hatten sie deren Hauptakteure in Form eines Vortrages der Klasse und uns gegenüber charakterisiert und den Handlungshintergrund referiert. Auf ihren Handys zeigten sie uns in Bild und Ton Filmsequenzen, wo sie selber bei ihrem Spiel am Computer zu sehen waren. Nicht selten waren hierbei durchaus Ausrufe oder gar Schreie zu hören, die ein Erschrecken des Spielers belegten, und es war zu sehen, wie jener hierbei eine Abwehrbewegung machte oder zusammenzuckte. Die Kinder waren bei Betrachtung der Filmaufnahmen, die sie selber als Protagonisten zeigten, erstaunt, diese Reaktionen dokumentiert zu sehen. Sie waren sich dessen während des Spieles gar nicht bewusst geworden. Anfangs wirkten sie nun bei der Besprechung der Filme sogar beschämt, dass ihnen dies geschehen sei, sie versuchten sich, für diese Entgleisung angesichts vermeintlich geforderter »Coolness« zu rechtfertigen und zu entschuldigen.

Dann wurde in dem Gespräch aber auch ihnen deutlich, wie letztlich eigentümlich eine solche Argumentation sei. Ermutigt fühlten sie sich hierbei durch unsere durchaus glaubwürdige Rückmeldung, welche glaubhaft frei war von Vorwürfen, dass uns solche Bilder erschreckten. Ich sprach von einigen meiner Ängste, meiner Stimmungsveränderung, wenn ich etwa einen Krimi gesehen hätte und danach nachts eine einsame Straße entlang ginge. Auch viele der Kinder wussten nun mehrere Erlebnisse ähnlicher Art zu berichten.

Wir Erwachsene wunderten uns in unserer Nachbesprechung, dass die Kinder so offen und freimütig, ja vertrauensvoll, sich auf diese Diskussion eingelassen hatten. Nur: Wir kannten und kennen uns alle aus regelmäßigen Treffen seit zwei Jahren, da waren viel Vertrauen, gegenseitige Wertschätzung und freundschaftliche Beziehung entstanden und gewachsen. Als ich einige Tage darauf in einer größeren Gesprächsrunde diese meine Erfahrungen einbrachte, löste ich Erstaunen und Skepsis aus, das Bild meiner Zuhörer vom heutigen Jugendlichen, und dann noch von Hauptschülern, wollte sich so gar nicht in Deckung bringen lassen mit dem von mir Berichteten.

Als wir im Juli unser Sommerfest mit vielen der Kinder, welche wir in unserer Initiative betreuen, veranstalteten, las ich - welch Zufall! - am nächsten Tag folgende Zeilen in einer

überregionalen Tageszeitung: »Unterschieden wird ohnehin selten. Jugendliche - selbst Kinder - werden im öffentlichen Raum fast nur noch als Problem wahrgenommen: Wenn sie in Medien vorkommen, dann saufen sie, sind respektlos, sind faul. Oder aggressiv« (TAZ 4.7.2009).

Gewisse Bilder, nicht selten Klischees, welche nicht mehr individuell Einzelschicksale betreffen und die jeweiligen Menschen, die sie durchleben, sondern pauschal Gruppen eine Wertung, eine Bewertung zuschreiben, verhindern Zuwendung und sollen es auch. Eine Du-Begegnung könnte es schwer werden lassen, Vorurteile aufrechtzuerhalten. Die eigene Gruppenidentität wäre gefährdet, wenn sie zur Stabilisierung gewisser Feindbilder bedarf. Nicht zuletzt unsere deutsche Geschichte ist hier geprägt von furchtbaren Beispielen.

Somit sind wir bei der zweiten Person in der Erzählung vom »barmherzigen Samariter« angelangt: dem »Leviten«. »Priester« wird man, »Levit« ist man. Hier sind es die Familie, die Herkunft, die Abstammung, die Stammesangehörigkeit, die Zugehörigkeit zu einer Gruppe, welche den »Leviten« zum »Leviten« werden lassen.

Die Leviten gelten als Nachkommen des jüdischen Stammvaters Levi, einem Sohne Jacobs. Sie sind stolz darauf, damals am Berge Sinai nach dem Auszug des Volkes aus Ägypten Mose, welcher ebenfalls dem Stamme Levi angehörte, zur Seite gestanden zu haben, als sich das übrige Volk gegen die Verehrung Gottes, von Jahwe, empörte und das goldene Kalb anbeten wollte. Ihre Treue gegenüber Mose und dem von ihm verehrten Gott bewiesen sie in jener Stunde durch Brüdermord und Genozid: »Mose... sprach: Her zu mir, wer dem Herrn angehört! Da sammelten sich zu ihm alle Kinder Levis. Und er sprach zu ihnen: So spricht der Herr, der Gott Israels: Gürte jeder sein Schwert an seine Lenden und gehe hin und her, von einem Tor zum andern im Lager, und erwürge ein jeder seinen Bruder, seinen Freund und seinen Nächsten! Die Kinder Levi taten, wie ihnen Mose gesagt hatte, so daß an demselben Tage vom Volke bei dreitausend Mann fielen.« (2. Mose 32,25-29)

Die Nachkommen Levis betrachteten sich im Laufe der Geschichte Israels immer wieder als alleinige legitimierte Jahwepriester. Die Zugehörigkeit zu diesem Stamm berechtigte zum Vollzug des Opferdienstes, den Leviten oblagen Unterstützungs- und Versorgungsleistungen, die kein anderer, weder Priester noch Laie, wahrnehmen durfte. Dies gilt besonders für den kultischen Teil der Gottesverehrung. Hier galt es für sie, eine Unzahl von Regeln und Ritualien zu beachten.

»Priester« wird man, »Levit« ist man. Wo grenzen wir uns ab gegenüber Mitmenschen, weil wir uns einer anderen Volksgruppe, einem anderen Stand, einer anderen Schicht, einer anderen Kultur als zugehörig betrachten? Natürlich werden wir aus Gegenwart und Vergangenheit eine Fülle von Beispielen für eine solche Haltung finden. Aber wir sollten auch den Mut haben, uns selber zu fragen, wo wir dieses tun! Sind es nicht schon nicht selten die Sprache, die Ausdrucksweise, die Lebensart, eben das uns Fremde und Unvertraute, welches wir glauben, in der Begegnung wahrzunehmen, was uns zurücktreten lässt, und ein Sich-Einlassen auf das Gegenüber verhindert? Wenn ich einige mir bekannte Jugendliche über »die Türken«, »die Russen« sprechen höre, wird mir das greifbar. Oder sprechen Sie einmal mit einem »Neonazi« oder einem »Hooligan« über seine Vorstellungen von

verschiedenen Gruppen und die Bedeutung, die es für ihn hat, zu seiner Gruppe, seinem Stamm, seiner Horde, seiner Gilde zu gehören. Letztere Ausdrücke sind einem Online-Computerspiel entnommen: »World of Warcraft« (zu deutsch »Welt der Kriegskunst«), welches weltweit insgesamt: 11.500.000 Abonnenten hat. Auch dort gibt es Gruppenzugehörigkeiten. Dann werden Sie spüren, dass es hier immer wieder um Identitätssicherung im Gruppenverband geht, das »Wir« soll das »Ich« stützen, stabilisieren, hinterfangen und halten. Und dabei wird verlangt, den Gruppenkodex zu achten, ihm zu folgen, ja sich ihm zu unterwerfen.

Nicht selten sind die in solchen Gruppen hierbei eingeforderten Verhaltensregeln durchaus sadistisch, quälend, beschämend: Erinnert sei an Aufnahmezeremonien, etwa bei der Armee, bei Neuhinzukömmlingen in Internaten. Auch manch andere Gruppe sollte sich durchaus der Frage stellen, was ihre Initiationsriten beinhalten. Sie demonstrieren in erster Linie gleich zu Beginn die Macht der Gruppe.

Nur könnte sich auch der »Levit« dem Verletzten durchaus zuwenden in einer Art, die ihn selber gar nicht in Erscheinung treten lässt und die eigene Betroffenheit ausblendet. Diese Option hätte auch dem »Priester« offen gestanden. Er könnte gleichsam nach Vorschrift vorgehen, gemeint in einem anderen Sinne, Hilfe holen, versuchen, etwas zu veranlassen, sachdienlich zu handeln.

Zuwendung so verstanden ist oft ein Blendwerk. Der Mensch wird zum Fall. Ein Fall wird unemotional und ordentlich abgearbeitet. Diese Art von Versorgung schließt das Berührt-Sein, ein Mitleid als solidarisches Mitleiden aus. Sie verschleiert das eigentliche »Vorübergehen«, was sich hinter ihr verbirgt. Und sie verwirrt, lässt den Verletzten an seiner eigenen Wahrnehmung zweifeln: »Hier wird sich um mich bekümmert und gleichzeitig fühle ich mich alleingelassen!«

Hierzu nur ein Zitat: »Eric« gab »einem Psychologen gegenüber an, Probleme mit Angst, Einsamkeit, Mord - und Selbstmordgedanken zu haben, und drückte seine Gefühle zu diesen Befunden aus. Der Arzt empfahl eine Medikation mit Antidepressiva (Luvox), die geholfen zu haben scheint. Seine Stimmung ist optimistischer.« So äußerten sich die Eltern von Eric Harris in einem Fragebogen für ein gerichtliches Erziehungsprogramm 1998 über ihren Sohn. Er war zu jenem Zeitpunkt 17 Jahre alt. Eric und sein damals sechzehnjähriger Freund Dylan hatten einen Lastwagen aufgebrochen und Elektrogeräte gestohlen. Ein Jahr später wird ihr Sohn gemeinsam mit seinem Freund weltbekannt: Sie beide verursachen das Massaker an der »Columbine Highschool«. Sie erschossen zwölf Schüler im Alter von 14 bis 18 Jahren und einen Lehrer. Außerdem verwundeten sie 24 weitere Menschen und töteten anschließend sich selbst.

Die Geschichte vom barmherzigen Samariter endet gleichsam mit einem Skandal: der Erscheinung der Gestalt eines Mannes aus Samaria. Zur damaligen Zeit standen sich die Volksgruppen der Juden und der Samariter verfeindet gegenüber. Beide Volksgruppen sprachen sich gegenseitig die Rechtgläubigkeit ab. Die Samariter hatten sogar vor nicht allzu langer Zeit während des Pessahfestes Totengebeine auf dem Jerusalemer Tempelplatz verstreut und somit den heiligen Ort verunreinigt und entweiht. Welche Empörung muss eine

solches »Happy end« der Erzählung hervorgerufen haben! Wahrscheinlich wird sich bei der Nennung des dritten in der Erzählung, welcher nun auf den Verwundeten trifft, eine ganz andere Erwartungshaltung bei den Zuhörern eingestellt haben, anders, als es dann der folgenden ausführlichen Beschreibung der Hilfestellung entspricht, die nun – ausgerechnet - ein Samariter dem Verletzten zuteil werden lässt. Von ihm, so wird sich mancher gedacht haben, hätten man es am wenigsten erwartet in jenem Trio Priester-Levit-Samariter.

Manchmal lohnt es sich wirklich, eine Geschichte, wie es genannt wird, subjektstufig zu deuten. Das meint sich vorzustellen, alle Mitwirkenden seien Anteile einer einzigen Person. Ein solcher Ansatz hat sich besonders bei der Betrachtung eines Traumes als sehr hilfreich erwiesen. Wir müssen uns dann angesichts unserer Geschichte vom barmherzigen Samariter fragen, wo wir in uns einen Priester, eine Leviten auszumachen vermögen. Und dann schließlich, wo wir in uns einem Samariter begegnen, wo wir Seiten in uns wahrnehmen, denen wir eigentlich abweisend, zurückweisend, ablehnend gegenüberstehen, die manche unserer hehren Glaubensvorstellungen und Überzeugungen von dem, wie es sich gehört, wie Zuständigkeiten verteilt seien, Rollen und Funktionen im Miteinander, auf dass alles seine Ordnung habe, stören, infrage stellen. Auch nach dem Verletzten in uns gilt es dringlich Ausschau zu halten!

Aber speziell in diesem Zusammenhang: Wenn Gebeine von Toten, der Tod, für den Bereich der Gottesverehrung gefährlich ist, was für ein Gott wäre das, was für ein Gottesbild verehren wir?! Wie sind Vorgaben und Vorstellungen beschaffen, die wir für gültig erachten, wenn sie uns taub und gefühllos werden lassen gegenüber Leid und Not, gelte dies nun entsprechender empathischer Wahrnehmung in der Begegnung mit uns selber oder einem Mitmenschen, dem Nächsten ?

Jesus würde sagen, immer dort, wo wir uns der Betroffenheit, des Mitleids verweigern, sind wir Gott fern. »Meister, was muss ich tun, um das ewige Leben zu ererben?« Diese Frage des Schriftgelehrten in der Rahmenhandlung zu der Erzählung vom barmherzigen Samariter heißt doch übersetzt: »Meister, wie kann es möglich werden, dass ich eine Geborgenheit erfahre, die auch durch den Tod nicht infrage gestellt wird?« Oder: »Wie kann ich teilhaben an einer Gotteserfahrung, von der du uns, Meister, Zeugnis ablegst?«

Noch einmal und immer wieder sollten wir uns die schon benannte Szene aus dem Wirken Jesu vor Augen stellen: »Und er nahm ein Kind und stellte es mitten unter sie; und nachdem er es in die Arme genommen hatte, sprach er zu ihnen: Wer ein solches Kindlein in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, der nimmt nicht mich auf, sondern den, der mich gesandt hat.«

Hier kehrt sich die übliche Hierarchie gleichsam um, die Treppe führt hinauf über die liebende Zuwendung in der Begegnung mit einem Menschenkind zur Begegnung mit Gott. Der geliebte Mensch wird in der Liebe zum Ort der Gotteserfahrung. Die Begegnung ist wahrer Gottesdienst! Durch sie allein eröffnet sich ein Begegnungsraum, welcher in der Liebe Wirklichkeit werden lässt, was unsere Daseinsangst beruhigt. Im Johannes-Brief heißt es: »Gott ist Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm... Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibt die Furcht aus. «

»Jedes zehnte Kind aus einer armen Familie glaubt nicht, dass es ein schönes Leben haben wird. Das geht aus seiner gemeinsamen Studie der Bepanthen-Kinderförderung und der Universität Bielefeld hervor... Ein markanter Unterschied zu privilegierten Kindern sei es, wie viel Wert sozial benachteiligte Kinder auf die Liebe und Fürsorge ihrer Eltern oder andere Erwachsener legten, heißt es in der Studie.... Arme Kinder leiden in erster Linie nicht unter materieller Entbehrung. Sie wollen immer „genug zu essen bekommen“. Aber noch wichtiger ist für sie Liebe... es ist schön, „immer jemanden zu haben, der sich um mich kümmert“« (B.Z. 23. 3.2009).

Jedes sechste Kind in Deutschland ist von Armut betroffen. Nach Einschätzung des Kinderschutzbundes sind es insgesamt 3 Millionen. Aber nicht nur Armut allein ist der Hintergrund für die Bedürftigkeit und die Not vieler Kinder in unserem Land und in dieser Welt, und auch in dieser Stadt.

»Was gehet uns das an?« Mit diesen Worten weisen die »Hohenpriester und Ältesten«, so die Überlieferung im Matthäus-Evangelium aus der Passionsgeschichte, Judas ab, welcher jenes Bild der Hoffnung, dass allein die Liebe und die behutsame, einfühlsame und zärtliche Zuwendung zum Mitmenschen und zu uns selber der Weg zur Erlösung sei, verraten hatte an diejenigen, die von sich behaupten, die Befugnis und das Recht für sich beanspruchen zu dürfen, über die Inhalte rechten Handeln, von Ethik, über soziales Miteinander und entsprechende Zuständigkeiten gleichsam verbindliche Richtlinien aufstellen zu können. Wieder begegnen wir hier Personifizierungen von Haltungen, wie sie geschildert wurden in der Erzählung vom barmherzigen Samariter. Und es geht in dieser Szene um Geld!

Selbst wenn sich sicherlich die Gestalt des Judas auch nur der Legende verdankt (mit gefährlichen und verheerenden Konsequenzen vor allem gegenüber der jüdischen Volksgemeinschaft), ist sie doch das Bild eines Menschen, der letztlich verzweifelt an der Botschaft, dass Nächstenliebe wirklich im Stande sei, die Welt zu verändern.

»Was gehet uns das an? Da siehe du zu!« So die Zurückweisung angesichts seiner Verzweiflung. Es ist eigentümlich, wie in der Deutungsgeschichte um die Gestalt von Judas diesem so wenig Verständnis zuteil wird, Anteilnahme! Er wird zu einem »Fremden«. Aber wir müssen auch uns fragen, wo wir es sind, die eine solche Hoffnung verlieren oder sogar verraten, die Hoffnung, etwas ausrichten zu können durch unser persönliches Engagement, welches Resonanz ist unserer Betroffenheit! Wir müssen uns fragen, wo wir es sind, die dann angesichts von Leid und Schmerz Zuständigkeiten delegieren! Wo wir es sind, die mit Argumenten kommen wie: »Man kann ja nicht die ganze Welt retten!« Oder: »Den können wir höchstens noch im Gefängnis besuchen!«, »Was geht mich das an, ich habe genug mit mir selber zu tun!«

Unsere Initiative ist uns zu einem Ort der Ermutigung geworden, dass solche Worte nicht die letzte Gültigkeit behalten! Und weil sie nicht die letzte Gültigkeit behalten dürfen: Das wäre für **uns** unerträglich!